

## Der militärische Vorgesetzte

### Abgesang auf eine Spezies

Der militärische Vorgesetzte ist in erster Linie laut. Er schreit sich seine Angst aus dem dünnen, dünnen Leib, seine Angst vor den Soldaten, seinen Kollegen und dem wirklichen Leben. Er muss die Illusion aufrechterhalten, um jeden Preis, er muss so tun, als gäbe es nichts ausser ihm und seiner Macht, er muss die Illusion aufrechterhalten. Denn nur hier, in der Armee, ist er mächtig, nicht sehr, aber ein bisschen, nur hier ist er wichtig, nicht sehr, aber ein bisschen, nur hier hört man auf ihn, nicht sehr, aber doch ein bisschen.

Deshalb hat er sie gern, seine Uniform, der militärische Vorgesetzte, deshalb liebt er die Armee. Hier ist er jemand, endlich hört man auf ihn, hier blüht er auf. Er nimmt es gern in Kauf, allein zu sein, keine Freunde zu haben, von allen verachtet. Denn er kann es allen zeigen, wenn Er will, hier, in seinem Biotop, für kurze Zeit, ist Er der Chef. Er weiss zwar, dass er unbedeutend ist, im wirklichen Leben, dass ihn diejenigen, die jetzt unter seiner Peitsche zucken, nicht beachten würden, im wirklichen Leben, dass er ein kleiner Wurm ist, im wirklichen Leben, auf den niemanden hört. Aber das spielt hier keine Rolle. Hier ist eine andere Welt, eine Traumwelt, in der er der Chef ist, wichtig, gross, laut und gefürchtet.

Der militärische Vorgesetzte ist an sein Biotop gebunden. Dort hat er seinen Platz, nur dort fühlt er sich wohl. Er weiss genau, dass er im wirklichen Leben keine Rolle spielt, dass ihn niemand beachtet, dass er nicht nicht nur keine Eins, sondern eine Null ist. Deshalb hat er Angst. Er hat Angst, dass das wirkliche Leben einbrechen könnte in sein Biotop, dass es durchscheint, dass es ihn klein macht. Deshalb muss die Illusion aufrechterhalten werden. Um jeden Preis, und sei es um den der Heiserkeit.

Hier kann er es all denen endlich geben, die es ihm so schwierig machen, im wirklichen Leben, die ihn ignorieren, lachen über ihn, ihn nicht ernstnehmen und ihn beuteln. Hier kann er es ihnen zeigen: er kann sie anschreien, wann er will, ohne gleich wegrennen zu müssen, ihnen Befehle geben, ohne dass sie ihm den Vogel zeigen, er kann sie zwingen zu machen, was Er will. Er weiss, dass dies in Wirklichkeit ganz anders ist, und deshalb ist er der Armee dankbar, deshalb liebt er sie, dafür, dass sie die Dinge auf den Kopf stellt und ihn, den Kleinen, den Ängstlichen, ganz gross macht.

Der militärische Vorgesetzte hat Angst. Er hat Angst, dass man ihm nicht glaubt. Er hat Angst, dass man ihn auszieht, dass man ihn durch seine Uniform hindurch sieht, ganz klein, ganz kläglich, so wie er ist. Er hat Angst, dass man ihn auslacht, dass man sein klägliches Schreien, seine Dummheit, seine Rede- und Rechtschreibschwäche lächerlich macht. Hier macht es nichts, dass er nicht schreiben, nicht reden, nicht rechnen, nicht tanzen, nicht singen, nicht Fussball spielen kann. Hier spielt es keine Rolle, dass er nicht lustig, nicht charmant, nicht einfallsreich, nicht sympathisch, nicht vertrauensvoll, nicht etwas besonderes ist. Hier muss er nicht jemanden von etwas überzeugen können, jemanden trösten können, jemandem einen Rat geben können, jemandem helfen können, jemandem ein Freund sein können. Hier muss er nur schreien, das genügt. Er muss nicht überzeugen, er kann befehlen. Er muss nicht sympathisch sein, nur laut. Auch wenn seine Sätze voller Fehler sind, muss sich daran halten, wer nicht ins Gefängnis will.

Der militärische Vorgesetzte weiss, dass er nur in der Armee etwas ist, er muss die Illusion aufrechterhalten, er muss so tun, als gäbe es nichts anderes, er muss das Spiel weiterspielen, sich selbst und allen einreden, es gäbe keine Aussenwelt, kein wirkliches Leben, es sei alles nur grün und grau. Er weiss, dass ihm dies auf die Dauer nicht gelingt. Eines Tages wird er seine Soldaten wieder treffen, und sie werden ihn auslachen und auf ihn herunterschauen. Aber noch ist es nicht so weit: noch ist er am Ruder und kann es ihnen zeigen, es ihnen so richtig zeigen, wenn er will.

Der militärische Vorgesetzte weiss, dass er einer der letzten seiner Art ist. Er weiss, dass er aussterben wird, dass es schon bald niemanden mehr geben wird, der sich etwas von ihm sagen lässt. Noch kann er schreien. Noch kann er böse sein. Aber er weiss, wie dünn das Eis ist, auf dem

er steht, und er weiss, dass er im Wasser nicht überleben kann. Schade um ihn, aber so ist die Welt.

**Zerreissen wir den Schleier, beenden wir das Spiel: Lassen wir ihn sterben.**